Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 27

Artikel: Die Heuerin

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639608

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 27, IX. Jahrg. | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 5. Juli 1919

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Das Kornfeld.

Von Jakob Boßhart.

Vom Sommerwind berührt, schwankt leis das Korn,
Wie Beter, gottergeben stehn die Aehren.
Ich hör' von ferne einer Sense Schlag,
Das gold'ne Wogen wird nicht lange währen.

Hier hat der Tod in jedem Halm gehaust,
Sie selber, die des Lebens Keime bergen,
Die Körner, sind im Sonnenbrand erstarrt
Und gleichen goldumwundnen kleinen Särgen.

Tot bist du, Korn, doch welch' ein tröstlich Bild!
Wer möcht' sich nicht wie du zur Ruhe legen:
Als eine wohlgereifte Garbe, schwer
Von Lebensbrot und von der Arbeit Segen.

Die Heuerin.

Von Alfred Huggenberger.

Man sagte in Tischenloo, der Risten-Sali sei nicht mehr ganz im Senkel*); halt weil er durch eine Bürgschaft sein Vermögen eingebüßt und noch in alten Tagen um den schönen Ristenhof gekommen sei. Es wurde ihm als fixe Idee angerechnet, daß er das bischen Kleingeld, das er etwa von einer Verwandten im Gfenn geschenkt erhielt, mit zitterndem Geiz zusammensparte, um von Zeit zu Zeit ein Lotterielos kaufen zu können. Kein Mißerfolg entmutigte ihn; der Glaube, daß er endlich einmal gewinnen werde, setzte sich immer hartnäckiger bei ihm fest. Kaum daß er sich hin und wieder ein Päckchen schlechten Kanasters gönnte, wie schwer es ihm auch ankam, der altgewohnten Liebhaberei des Rauchens zu entsagen.

Seine heimliche Hoffnung ließ er nur selten laut werden: Er wollte mittelst eines großen Treffers den Ristenhof und alles zurückkaufen. Und seiner Frau Justine wollte er einen Grabstein von Marmor setzen lassen, mit goldenen Buchstaben darauf. —

Der Risten-Sali war von der Armenpflege auf dem Stelzenbühl versorgt, wo ich um jene Zeit in Arbeit stand. An hellen Frühlingstagen pflegte er gerne auf dem Bänklein neben dem Scheunentor zu sitzen und ein Pfeifchen Tabak zu rauchen, wenn er welchen hatte. Da beobachtete ich eines Nachmittags, daß er sich jedesmal, wenn er jemanden vom Dorfe her auf den etwas abseits gelegenen Hof zukommen sah, in die Scheune schlich, wo er sich, das Gesicht an ein Astloch gedrückt, eine Weile versteckt hielt. Ich fragte ihn nachher, warum er dies tue, er habe ja doch gar nichts Unrechtes angestellt und brauche sich nicht vor den Leuten zu verbergen. Der Alte gab mir einen schiefen Blick über die Achsel weg. Seine Lippen, die er fast immer fest aufeinandergepreßt hielt, als befürchte er, es könnte ihm gegen seinen Willen ein Wort herausfallen, verzogen sich ein wenig, wie wenn er sagen wollte: „Was will so ein junger Schnaufer wissen!"

Am darauffolgenden Sonntag brachte ich ihm zwei Päckchen Rauchtabak aus der Stadt mit heim, worüber er in helle Aufregung geriet. Von da ab hatte ich gut Wetter bei ihm. Er kam fast jeden Tag zu mir ins nahe Wäldchen herüber, wo ich Aeste aufhackte, trämpelte ein wenig in der Lichtung umher, schwatzte ein paar Worte oder saß stundenlang auf einer Reiswelle und tubäkelte. So oft aber jemand des Weges kam, versteckte sich der Sali hinter einer Klafterbeige. Als dies auch wieder einmal geschehen war, versuchte ich ihm mit vielen Worten klar zu machen, daß die Armut doch für ihn nichts Unehrenhaftes habe; kein einziger Mensch könne ihm vorwerfen, daß er durch eigenes Verschulden um den Ristenhof gekommen sei. Unglück sei eben Unglück.

*) Geistig etwas aus dem Gleichgewicht.

„Ja, ja, etwas vorwerfen kann mir niemand," entgegnete er kleinlaut, worauf er sich auf einen Tannenstrunk setzte und in Nachdenken versank. „Oder man kann auch sagen: Es war Unglück," murmelte er nach einer Weile bei sich selber.

Nun ließ ich mich neben ihm nieder, um das Vesperbrot zu verzehren. Ich sah ihm an, daß er etwas in sich verarbeitete, und ließ ihn gewähren. Plötzlich machte er eine abwehrende Bewegung mit den zittrigen Händen. „Wenn ich es aber besser weiß? Alle Leute sagen zu mir: Das Bürgen ist schuld! Der Bechler hat dich um Hab und Gut gebracht. Nein! Ich selber bin der Schelm gewesen!"

Nachdem er diese Worte heftig herausgeworfen hatte, beruhigte er sich ein wenig. „Ich weiß schon, warum ich mich verberge. Ich meine immer, jedes Kind müsse es mir ansehen. Schon manchmal habe ich daran gedacht: Wenn ich nur einem Menschen etwas davon sagen könnte. Aber wer kümmert sich um derlei Sachen? Auf den Hals binden kann man das niemandem."

Er stand auf und wollte sich auf den Heimweg machen; aber ich bat ihn, noch ein wenig zu bleiben. Nach einigem Hin- und Herreden brachte ich ihn dazu, daß er gelassen zu erzählen begann:

„Ich weiß noch den Tag, ich weiß noch die Minute, wo alles seinen Anfang genommen hat. Es war Mitte Juni; man hatte schon lange auf Heuwetter gehofft, da war es plötzlich da. Das Futter stand dicht und hoch wie selten; es mußten noch mehr Leute her. Ich und der Kärstler-Hans fuhren an einem Sonntagvormittag auf meinem Rennwägelchen nach Schmelzach hinab, um Schwabenmähder und Heuerinnen zu holen. Sie kamen gewöhnlich um diese Zeit an und warteten im Ochsen oder beim Brückenwirt auf Arbeitgeber. Wir stiegen beim Brückenwirt ab; es waren nur drei Mähder da, mit welchen wir schnell einig waren. An einem andern Tische saßen einige Heuerinnen. Unter diesen fiel mir sofort eine auf. Sie saß im Gegensatz zu den anderen, die beständig schwatzten, still für sich und gab verwundert auf alles in der Stube acht. Sie mochte neunzehn oder zwanzig zählen, hatte dicke gelbe Zöpfe und volle Wangen. Aber das Besondere an ihr waren die Augen. Es kann hübsche Weibsbilder geben, — eine wie die hab' ich in meinem Leben vorher und nachher nicht gesehen. Ihr könnt lachen über mich; ich ging im neunundvierzigsten damals, aber sie hatte mich auf der Stelle weg. Wie kann man so ein Mädchen in den Heuet schicken, dachte ich. Und im gleichen Augenblick war es bei mir beschlossen: Die kommt mit mir! So ein frisches Gesicht und so zwei Augen tun einem wohl neben der Arbeit — log ich mir selber zur Entschuldigung vor.

In der Furcht, der Kärstler-Hans möchte mir zuvorkommen — denn er hatte auch angefangen, nach den Mädchen hinüber zu schielen — ging ich ohne weiteres auf sie zu und fragte sie, ob sie schon einen Dienst habe. Sie verneinte errötend. Ich war mir in diesem Augenblick bewußt, daß ich im Begriffe stand, den geraden, richtigen Weg zu verlassen. Aber gleich redete ich mir ein, das sei doch ein Unsinn; zu befehlen habe mir niemand, und ich habe noch immer gewußt, was gehe und was nicht gehe.

Mit ein paar Worten waren wir über den Lohn einig. Ihr gegenüber saß ein kurzes, rundliches Ding mit Sommersprossen; sie sei auch noch zu haben, gab sie lachend zu verstehen. Ich ließ jeder ein Glas Wein aufstellen und sagte, sie könnten dann gleich mit mir heimkommen. Der Kärstler-Hans nahm darauf die zwei anderen Heuerinnen in Dienst; alle vier stiegen lachend und scherzend auf mein Gefährt, während er mit den Mähdern, die aus einer anderen Gegend waren, zu Fuß nachfolgte.

Im Waldhof kehrte ich mit den Mädchen noch einmal ein. Ein Nachbar, der dort saß, fragte mich, ob ich ihm nicht eine Heuerin geben könnte?

Einen Augenblick erwog ich in meinem Innersten — einen Augenblick war meine Redlichkeit Meister; es war mir ganz klar: Du mußt dieses Mädchen von dir wegtun!

Aber da sah ich nach ihr hinüber, und es war mir wirklich, als ob ihre Augen bäten: „Nicht mich, gelt!" Da hätte ein Heiland sich verfehlen können! —

Es war ein Heuet, wie man nur alle fünfzig Jahre einen hat. Tag für Tag der Himmel wie eine Glocke. Der ganze Heustock kam ein ohne einen Tropfen Regen. Ich schaffte mit einer heimlichen Freudigkeit im Herzen wie ein junger Kerl, der seinen Schatz um sich weiß. Damals konnte einer noch weit herkommen, bis ich ihn im Mähen fürchtete; die zwei Mähder mußten sich ins Zeug legen hinter mir. Und wenn ich die fremde Zetterin, die Eva, früh um sechs Uhr mit dem Morgenimbiß kommen sah, geschah es wohl, daß ich wie ein Jungknab' auf einen Jauchzer Antwort gab, der droben hinterm Geißholz aufstieg.

Aber das darf ich sagen, ich gab acht auf mich. Ich wollte alles mit mir allein ausmachen. An einem schönen Mädchen ein Wohlgefallen haben, das ist doch keine Sünde; sonst hätte der Herrgot ja alle häßlich schaffen können wie die andere Heuerin, die Apollonia, die immer heulte und schon am dritten oder vierten Tage vor langer Zeit, wie sie sagte, fortlief.

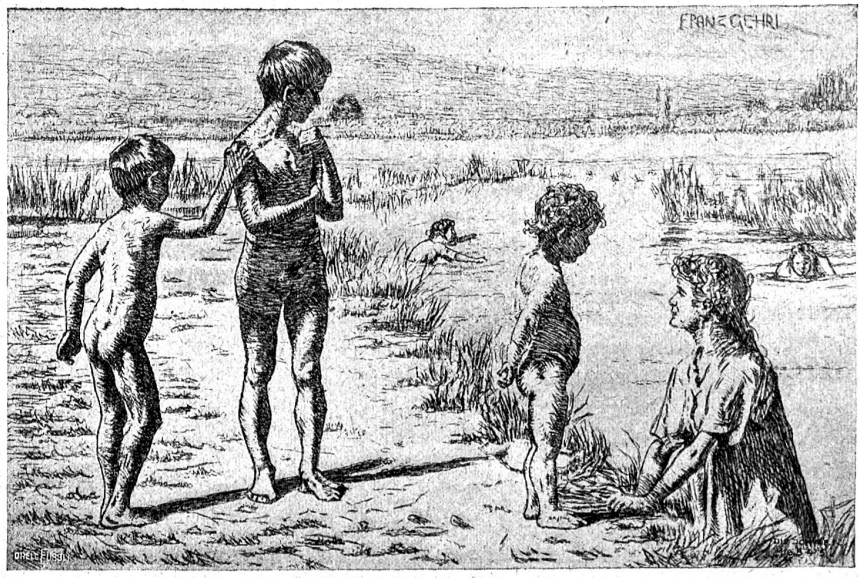
Ich freute mich im stillen, daß die beiden Mähder, von denen einer ein frischer, angriffiger Bursche war, mit Eva nichts anzufangen wußten. Sie stellte sich taub gegen deren saftige Späße; das konnten sie nicht verstehen. Aha, das sei gewiß eine Grafentochter, spotteten sie zusammen; vielleicht von Lumpelfingen. Der werde man den Hochmut schon noch herunterkriegen. Bei ihnen zu Haus sei akkurat so eine Hex' gewesen, die sich gestellt habe wie ein heiliger Geist. Darauf sei sie eines schönen Morgens mit einem fremden Maler auf und davon; ein paar Jahre nachher sei sie dann richtig mit drei Kindern ins Dorf gekommen.

Ich dachte bei mir: So, daß sie etwas Besonderes ist, das seht ihr doch auch! Und ich dachte weiter: Wenn ich der Maler gewesen wäre, so eine hätte ich nie und nimmer fahren lassen . . .

Mit meiner Frau war ich jetzt freundlicher als sonst; es war mir, als müßte ich immer und immer wieder bei ihr abbitten. Ich merkte, daß etwas mit mir geschah, das ich bis jetzt nicht erlebt hatte. Es konnte mir eng werden in der Kehle, wenn die schöne Heuerin mich um etwas fragte und ich ihr Antwort geben mußte.

Ich hatte zu meiner Frau immer einen guten Willen gehabt, wenn ich auch nie besonders in sie vernarrt gewesen war. Ihr Vater hatte zwei Stücke Wald mitten in unserem schönsten Buchenbestand im Lauchholz besessen, die man um kein Geld hätte kaufen können. Wegen dieses Holzes gab ich eigentlich zuerst auf Justine acht. Ich bemerkte, daß sie ein liebes, wohlgemachtes Mädchen war, mit dem sich ganz hübsch zusammensein ließe. Sie war von Anfang an mehr verliebt als ich, und ich dachte, das müsse so sein.

Ich hätte auch keine bessere und verständigere Frau bekommen können. Sie hielt mich nicht zu knapp; sie war nie ungehalten, wenn ich mir etwa an einem Sonntag oder Markttag ein bischen wohl sein ließ. Die Männer müssen das haben, sagte sie, sonst werden sie dumm. Daneben hat sie mir wacker geholfen; in schweren Stunden hat sie sich besser gehalten als ein Mann. Als uns der einzige Sohn mit zwölf Jahren starb, hätte ich mich ohne sie nicht so bald wieder zurechtgefunden.



Franz Gehri: Badende Kinder.

Nein, es durfte nicht sein, daß ich ihr jetzt etwas zuleide tat. Ich konnte nichts dafür, daß mir diese Fremde mit ihren Augen das Herz lachen machte. Aber ich mußte es für mich behalten. Sie ging ja in kurzem wieder weg, und wenn ich sie nicht mehr vor mir sah, kam ich schon wieder ins Geleise . . .

Meine Vorsätze waren gut. Aber von einem Tag auf den andern bekam Eva mehr Gewalt über mich. Ich versteckte mich, um auf Augenblicke meine Herzenslust büßen und ihren jungen, schönen Wuchs betrachten zu können, ihre Zöpfe, ihre blanken Arme, ihre Sonntagsaugen.

Eines Abends, wir hatten eben den letzten Wagen Heu abgeladen, stand ich unter dem breiten Nußbaum am Brunnen, um mich abzukühlen. Da sah ich ein schönes Bild im Wasser, ich schielte ein wenig seitwärts, die Eva stand hinter mir. Sie steckte die gelben Zöpfe auf, die ihr bei der Arbeit herabgefallen waren. Hierauf trat sie an den Brunnenstock, ließ sich Wasser in die hohle Hand rinnen und trank daraus. Unwillkürlich sah ich mich um und bemerkte, daß die Bretterwand, mit der ich den Brunnen auf zwei Seiten eingefaßt hatte, um das Vieh beim Tränken vor dem Winde zu schützen, gegen das Haus zu eine Hütte für uns bildete. Da kreuzte ich die Arme über die Brust, wartete, bis sie sich vom Brunnen abwandte, und sagte mit erzwungener Fröhlichkeit, denn ich fürchtete mich vor mir selber: „So, nun ist der Schmerz vorbei. Ich wünsch' mir nie einen leichteren Heuet. Geschafft haben wir, das ist wahr."

„Ja, Ihr solltet noch einmal zwanzig werden, Meister," entgegnete sie unbefangen. Es war mir aber doch, als ob ein rascher Blick aus ihren Augen die schützende Wand gestreift hätte . . .

Da fing ich an gedämpft zu reden: „Zwanzig — ja! Das wird man um dich, du . . ." Es kochte in mir, wie wenn eine Welle warmen Blutes plötzlich die Adern gesprengt hätte. In diesem Augenblick — es war nicht der Teufel, der das tat, ich hatte ganz helle und gute Gedanken — in diesem Augenblick legte ich meinen Arm um ihren Hals, zog sie an mich und küßte sie auf den Mund; einmal — zweimal — auf die Wangen, auf die Stirne. Sie ließ es leicht abwehrend geschehen. „So, so! Es ist jetzt schon genug!"

„Ich wollte dir nur zeigen, wie alt ich bin," sagte ich leise. „Und nun gehst du ja bald fort," fügte ich wie zur Entschuldigung hinzu. Dann ging ich mit einem schnellen Entschlusse von ihr weg und ins Haus hinein. Wie im Rausche schwankte ich durch die Stube, durch die Küche. Ich wollte meine Frau aufsuchen und ihr sagen, daß dieses Mädchen aus dem Hause müsse. Sie solle es ihr befehlen und ihr den Lohn geben. Es sei mir daran gelegen.

Da ich Justine nicht gleich fand, nahm ich mir vor, es dann am Abend mit ihr auszumachen. Ich nahm eine Sense vom Nagel und ging Grünfutter mähen. Als ich nach einer Stunde heimkam und in die Stube trat, war ich nicht wenig erstaunt, daß Eva statt meiner Frau das Abendessen auftrug. Sie berichtete, daß die Meisterin und meine Tochter, die Rosa, noch in die Stadt gefahren seien.

Ich erschrak heimlich, tat aber gelassen und schwatzte mit den Mähdern, die am Morgen abreisen wollten. Nach dem Essen stieg ich in die hintere Kammer hinauf. Ich mußte Gewißheit haben. Wirklich — wenn man am äußersten Fenster stand, konnte man über die Bretterwand weg auf den Brunnenplatz sehen.

Ich saß lange auf dem alten Lehnstuhl, der schon meinen Vater und meinen Großvater getragen hatte. Es war mir nicht leicht. Was würden die zwei jetzt zu mir sagen?

Da sah ich ein zusammengefaltetes Blatt Papier auf dem Tische liegen. Es enthielt folgende Bleistiftnotiz von Justine: „Das Fuhrwerk lassen wir beim Brückenwirt. Und das Schwabenmensch wird dir den Hausstand schon führen."

Ihr könnt es mir glauben, ich habe in jener Nacht wenig geschlafen. Einmal sagte der Teufel mir etwas ins Ohr. Aber er hatte jetzt keine Macht über mich. Ein Entschluß, der in mir reif wurde, beruhigte mich nach und nach. Ich

wollte der Heuerin am Morgen den Lohn geben und dann sogleich nach Meningen hinauffahren; meine Frau konnte

Charles L'Eplattenier: Soldatenbild.

sich mit Rosa kaum anderswohin gewandt haben; sie hatte dort einen Bruder, der ein Gasthaus betrieb.

Beide sollten sofort heimkommen. Kein Mensch sollte merken, daß auf dem Ristenhof einmal etwas nicht in Ordnung gewesen war.

(Schluß folgt.)

Charles L'Eplatteniers Wandgemälde für Colombier.

Wenn etwas an der ganzen Mobilisation von 1914 bis 1919 bedauerlich gewesen ist, so war es bis jetzt ganz allgemein der geringe künstlerische Niederschlag, welcher von dem gewaltigen Aufruhr der Geister ausgeschieden wurde. Und wenn wir in dieser Beziehung etwas Erfreuliches zu verzeichnen haben, so werden die Wandgemälde in Colombier stets unter den ersten aufgezählt werden. Denn sie sind nicht etwa ein zufälligerweise durch die Mobilisation mitbestimmtes Gelegenheitsgemälde, irgend eine singende Glorie, sondern so recht eigentlich die Apotheose des Volkes von 1914, welches seine Grenzen gegen die Ströme von Blut und Feuer abdämmte und verteidigte.

Charles L'Eplattenier ist uns bis jetzt ein recht Unbekannter gewesen, trotzdem er heute volle 45 Jahre zählt; das schweizerische Künstlerlexikon verzeichnet ihn ganz obenhin als Kunstgewerbler und Direktor der Kunstschule von La Chaux-de-Fonds. Dort, im roten Großen Dorf ist uns offenbar — um es gleich vorweg zu nehmen — ein neuer Stern aufgegangen, der heute im reifen Mannesalter uns sein reifstes Werk vorführt. Und zwar gleich mit allem Material an Entwürfen und Skizzen, an Studien von Natur und Mensch.

Die verfügbaren vier Wände des „Rittersaals" im Schloß Colombier sind von ungleichem Wert, denn die beiden einzigen Fenster befinden sich an der einen Schmalwand von 9 Metern Breite; infolgedessen sind die Längswände mit ihren 14 Metern sehr verschieden im Licht, und die Abstufungen werden noch vertieft durch das gewaltige Kamin in der einen, durch die Türen in der andern Wand; am besten im Licht steht die Schmalwand gegenüber den Fenstern. Der ganze Aufbau in Colombier ist für Bern in möglichst getreuer Weise nachgeahmt worden; der Künstler hat sich an die gegebenen Verhältnisse streng gehalten und damit noch erzielt, daß er den Beschauer führen kann, führen von den Studien in leichter Steigerung zu den Skizzen, welche eine zeitlich falsche, aber seelisch richtige Zusammenfassung geben, und ihn dann nicht mehr angesteckt vom Ton der Gasse, sondern vorbereitet von der reinen Macht des zur Schau gestellten Könnens hineinstellen in den Tempel, das Hohe Lied des sich verteidigenden Volks in Waffen singt.

Der Besucher wird davon keineswegs erdrückt. Kein übermenschlicher Tell wirkt durch seine gewaltigen Verhältnisse, keine begeisterte Menge reißt ihn mit durch die Wucht der schwörenden Hände, welche die Leiber schier loslösen vom Boden und die Gestalten gewaltsam nach oben drängen. Und doch ist's auch hier der Schwur, der Fahneneid, den der Eintretende zuerst sieht. Aber nicht in Hodlerscher Ekstase, sondern in würdigster Beherrschung, in feierlichstem Ernst bilden die zahllosen, tiefen Reihen der eidenden Soldaten die Folie zu den wenigen Figuren im Vordergrund, den drei Fahnenträgern des Regiments, den fünf Offizieren einer Kompagnie, den kaum angedeuteten Tambouren und Spielleuten auf den Flanken. Wie glücklich hat der Künstler die Versuchung besiegt und den noch in den letzten Skizzen und in einer Unzahl von Studien festgehaltenen, symbolischen „Ruf zu den Waffen" der feierlichen Wirkung einer einzigen Handlung geopfert! An Stelle der schon sowieso durch das Kamin zerrissenen und noch durch die Komposition verschie-

Charles L'Eplattenier: Offiziersbild.

denen Teile der Wand ist jetzt die Uebergewalt der Einheit, der Masse getreten.